

BESP RECHUNGEN

ANDREAS PFISTERER: *Cantilena Romana. Untersuchungen zur Überlieferung des gregorianischen Chorals. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh 2002. 349 S., Nbsp. (Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik. Band 11.)*

Pfisterer versucht zu zeigen, dass der Gregorianische Gesang nach der Phase einer schriftlosen, sehr stabilen und daher hohe Einheitlichkeit befördernden Überlieferung aufgeschrieben wurde. Nachweisbare Varianten gehen auf diese Überlieferung zurück, deren Eigenart darin besteht, dass konkrete, einzelne Melodien tradiert wurden. Pfisterer zufolge ist „es möglich und vielfach notwendig [...], für den Choral die traditionelle Vorstellung einer textanalogen Überlieferung von fixierten Einzelmelodien zugrunde zu legen“ (S. 214). Zur Diskussion steht damit die Vorstellung von einer „detailgenau fixierten Melodiefassung“ (S. 29). Anders formuliert heißt das – wohl gegen Leo Treitler formuliert –, dass „die melodischen Übereinstimmungen in zahlreichen individuellen Melodien mit Zufall oder Automatik eines Formelsystems nicht zu erklären“ sind (ebd.). „Dies bedeutet, dass von dem um die Mitte des 8. Jahrhunderts anzusetzenden gemeinsamen Ausgangspunkt beider Überlieferungszweige an für eine ‚mündliche Überlieferung‘ im Sinne von Improvisation im Rahmen eines sprachanalogen Regelwerks kein Platz besteht“ (ebd.).

Gestützt werden diese Hypothesen durch reiche Kasuistik anhand von melodischem, auf den Seiten 243 bis 305 ausgebreitetem, im ganzen Buch besprochenem Material. Dessen Prüfung ist schwierig, die Nachprüfung durch den Leser kaum möglich. Pfisterer untersucht Varianten, deren Bedeutung durchaus nachvollziehbar ist. Denn entscheidend dabei ist die Frage, ob sich Varianten in frühen, gar frühesten Neumierungen finden. Pfisterer folgert: „Da derartige Varianten schon in den ältesten erhaltenen Hss. auftreten, ist weiterhin anzunehmen, dass die lokale Variantenbildung an diesen Punkten schon vor der Zeit unserer ersten Aufzeichnungen begonnen hat“ (S. 29).

Die hier angezeigten Hypothesen des Verfassers melden an, dass dieses Buch von allen

durchzuarbeiten ist, die an Fragen der Überlieferung liturgischer Einstimmigkeit interessiert sind. Wer sich allerdings an die Arbeit macht, zahlt einen großen Preis an Ausdauer und Zeitaufwand. Pfisterer ist nicht in der Lage, durch Einleitung und Forschungsbericht in sein Thema einzuführen – beide Teile lässt er einfach weg –, sondern beginnt „mit der Darlegung der Befunde“ (S. 7), und das mit dem sehr speziellen Thema der „Halbtonverschiebungen“ (S. 11), ohne dass ersichtlich wird, wofür dieser Befund steht. Man muss den Gedankengängen des Verfassers lange Zeit einfach folgen, bis für die Eingeweihten wenigstens etwas deutlicher wird, wohin die Reise geht. Klarer wird die Sache allerdings erst in den zusammenfassenden Bemerkungen ab S. 213 ff., die es erlauben, beim nächsten oder übernächsten Lekturedurchgang die „Befunde“ verständnisvoller zu lesen. Pfisterer verpasst so nicht nur die Gelegenheit, Leser zu gewinnen, die nicht von Choralfragen leben, sondern sich selber durch das Schreiben einer Einleitung klar zu machen, wie wenig selbstverständlich seine Selbstverständlichkeiten sind.

Das Hauptproblem besteht darin, dass die kasuistische Argumentation Pfisterers sehr schnell in ganz allgemeine Feststellungen mündet (s. o.), die in ihrer Allgemeinheit nicht nachvollziehbar sind, was nicht heißt, sie seien falsch. Wer selbst mit Hilfe von Mikrofilmen an neumierten Quellen gearbeitet hat, weiß, wie schnell einem „passende“ Interpretationen unterlaufen. Es wäre nützlich, wenn Pfisterer an anderer Stelle eine Auswahl von Tafeln in Form von Photographien veröffentlichte und seine Interpretationen im Einzelnen vorführte. Ich habe vor über 30 Jahren aufgrund einer enormen Zahl von verfilmten Handschriften das Tafelmaterial für einen Beitrag von Solange Corbin zusammentragen und interpretieren müssen. Aus dieser Erfahrung ist mir nur allzu sehr bewusst, was sich alles durch die Wahl des Materials behaupten lässt. Wir nehmen eben, was wir zu verstehen glauben und lassen anderes beiseite. Als Aufbau einer Fragestellung aber, der sich dann nachzugehen lohnt, wenn klarer wird, wie die Hypothesen-

bildung beschaffen ist, verdient diese Arbeit unsere Aufmerksamkeit.

Pfisterer kontrastiert seine Überlegungen mit denen eines Helmut Hucke, eines Kenneth Levy oder eines David Hughes, ohne dass klar wird, welche Grundlagen seitens der erwähnten Gelehrten wie deren Umkreis dem Kontrast zugrunde liegen, wenn nicht nur Behauptungen zitiert, sondern deren Fundamente geprüft werden. Dass der Verfasser wiederum Leo Treitler und andere nur nebenbei erwähnt, erklärt sich aus dem Umstand, dass dieser „seine vorwiegend systematischen Überlegungen, wie mündliche Tradition funktionieren könnte, nie in eine historische Konstruktion, wie sie im Falle des Chorals funktioniert habe, überführt“ (S. 95, Anm. 213). Pfisterer arbeitet sicher in einer historischen Konstruktion; doch bleibt mir verborgen, welche systematischen Überlegungen er eigentlich überführen will. Von „Improvisation“ oder von „Formelsystem“ zu reden, als wären das metaphysische Entitäten, lässt vermuten, dass Pfisterer sich einer Konkretion ohne Abstraktion hingibt, weil er seine Beispiele für ausreichende Begründungen hält. Für einen kritischen Leser entspricht dieser Grundhaltung der Umstand, dass Pfisterer eine Stemmaphilologie ansetzt, die ihm eine „Textanalogie“ beschert, ohne dass klar wird, wie vielfältig heutzutage Textfiliationen in der Mediävistik angegangen werden – man lese nach, was René Antoine Gauthier in der *Editio Leonina* Vol. 47/48, und Lorenzo Minio-Paluello in Bänden des *Aristoteles latinus* bieten. Doch mustere man auch Pfisterers Bemerkungen zu Möglichkeiten einer kritischen Choraledition (S. 235–242).

Der Band hinterlässt bei mir nicht deswegen einen bitteren Nachgeschmack, weil mir die Ergebnisse nicht schmecken. Es scheint, dass hier wie in den *Beiträgen zur Gregorianik* und anderen choralorientierten Erzeugnissen systematische Grundfragen von allgemein historischem Interesse zugunsten einer Choralwissenschaft aufgegeben werden, die in ihrer fachlichen Fokussierung hoch spezialisierte Ergebnisse vorlegt, ohne deutlich zu machen, in welchem Rahmen einer Geschichtsschreibung solche Ergebnisse tatsächlich Ergebnisse sind.

Der Choralforschung liegen wesentliche Probleme zugrunde – analytischer, semiotischer, allgemein historischer Art. Es ist bedauerlich,

dass sie mehr und mehr das Ende einer nur noch kirchlich relevanten, von der Musikgeschichte abgewandten Sparte findet.

(Juni 2005)

Max Haas

MICHAEL KLAPER: *Die Musikgeschichte der Abtei Reichenau im 10. und 11. Jahrhundert. Ein Versuch.* Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 2003. 322 S., Abb., Nbsp. (Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft. Band 52.)

Der Titel auf dem Einband ließe vielleicht ein umfassendes Werk erwarten, in welchem etwa einerseits das bekannte Tropar mit Tonar in der Staatlichen Bibliothek Bamberg, Hs. Lit. 5, und andererseits das musiktheoretische Schrifttum und die kompositorische Tätigkeit der Äbte Berno und Hermann von Reichenau besprochen werden, etwa im Vergleich mit dem für die Choralforschung bedeutenden Sankt Gallen. So etwas wäre aber vielleicht etwas banal. Traditionell liefert eine Dissertation (das Buch ist die überarbeitete Fassung der 2002 in Erlangen angenommenen Doktorarbeit) nicht alles, was man überhaupt über eine Institution, einen Komponisten oder ein Werk weiß, sondern benennt – wie auch in dem vorliegenden Band – bestimmte Probleme und Fragenkomplexe und behandelt sie exemplarisch. Das Beispiel Sankt Gallen zeigt, dass die Erforschung der Musik eines mittelalterlichen Klosters mit einem höchst komplizierten Ineinandergreifen von Liturgie, Musikpraxis und -theorie, mit der Anpassung überlieferter Traditionen an lokale Bedingungen, mit bewahrenden und erneuernden Kräften, die Zusammenarbeit von mehreren Forschern benötigt. Das ist nicht anders als in späteren Zeiten – man denke etwa an das Beispiel der Trienter Kodizes oder der Cappella Sistina. Außerdem sind nicht wenige Aspekte der Musikgeschichte der Abtei Reichenau bereits untersucht worden, u. a. von Klaper selbst, wie seine Übersicht der Forschungslage darstellt.

Bereits im Untertitel deutet der Verfasser darauf hin, dass es hier um etwas anderes als ein Übersichtswerk geht. Aus dem Inhaltsverzeichnis wird zunächst klar, dass die Musiktheorie nicht behandelt wird. (Auf diesem Gebiet leistet z. Zt. Alexander Rausch Wichtiges.) Selbstverständlich wird Bamberg 5 als Hauptquelle im zweiten Kapitel und in den entspre-